

Leseprobe aus Band 3 der edition*fünf*–

Joyce Johnson
Zaunköniginnen

New Yorker Erinnerungen

Aus dem Englischen von Thomas Lindquist

Mit einem Nachwort von Karen Nölle

edition*fünf*–

1. Auflage

Genehmigte Lizenzausgabe August 2010

© 2010 edition *fünf*

Verlag Silke Weniger, Gräfelfing

herausgegeben von Karen Nölle und Christine Gräbe

im Vertrieb bei Edition Nautilus, Hamburg

Alle Rechte vorbehalten

Die Originalausgabe erschien 1983 unter dem Titel *Minor Characters* bei Houghton Mifflin Company, Boston, die deutsche Ausgabe 1997 unter dem Titel *Warten auf Kerouac* im Verlag Antje Kunstmann, München.

© 1983, 1994 by Joyce Johnson

© der deutschen Übersetzung Thomas Lindquist 1997

Neu durchgesehen von Christine Gräbe und Karen Nölle

Gestaltung, Satz und Herstellung Kathleen Bernsdorf, Hamburg

Schriften ITC Charter, Trade Gothic

Druck und Bindung Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-942374-03-3

www.editionfuenf.de

Für meinen Sohn und Freund Daniel Pinchbeck

HURRY UP PLEASE ITS TIME

T. S. Eliot

Momma may have
Poppa may have
But God bless the child
That's got his own.

Billie Holiday

Es ist Frühling 1949, und ich bin dreizehneinhalb Jahre alt. Mit meiner besten Freundin Maria sitze ich auf dem vordersten Platz oben in einem Doppeldeckerbus, der die untere Fifth Avenue entlangrollt, nach Greenwich Village hinaus, wo – wie man mir versichert hat – Endstation ist, sie ist also unmöglich zu verfehlen. Auf einmal sehen wir ihn, den berühmten Bogen, der angeblich das Tor zum Washington Square bildet, und auch zu manchen anderen Dingen – womöglich zu einem Leben voller Liebe und Abenteuer, wie ich von vier älteren, sehr bewanderten trotzkistischen Mädchen gehört habe, die ich aus dem Keller der Hunter College High School kenne. Voll Verachtung für die bourgeoise Cafeteria im Erdgeschoss löffeln sie in den Tiefen des Umkleideraums heimlich ihren Joghurt. In ihren Strickbeuteln schleppen sie Exemplare des *Militant* herum, die sie fast täglich nach der Schule an der 14th Street verteilen. Sie haben trotzkistische Freunde, für die sie Pullover und Norwegersocken stricken und mit denen sie endlose Diskussionen führen. Nie wollen sie mir erklären, was trotzkistisch eigentlich ist, aber anscheinend ist es so, dass man Schwierigkeiten bekommen kann, wenn man Trotzkist ist, nicht nur mit den Faschisten, sondern auch mit abscheulichen Jungstalinisten, die schon mal die Verkäuferinnen des *Militant* belästigen und sogar verprügeln. Ich bewundere den Mut dieser Mädchen unendlich, ihre ganze Art und ihr Auftreten – schwarze Kleidung, lange Ohrhinge, Zigaretten, die sie verbotenerweise rauchen, die vielen Tassen Kaffee, die sie, wie sie sagen, brauchen, um in Gang zu bleiben. So freundlich sie sind, laden sie mich doch nie zu ihren Zirkeln ein. Mit olympischem Gleichmut stecken sie ein Territorium ab, das zu erforschen mir allein überlassen bleibt.

Während der Bus unter dem Bogen hindurchschaukelt, beugen Maria und ich uns auf unseren Plätzen vor und halten uns an den Händen. Das ist der Moment, wo Fantasie und Erwartung mit der Realität zusammenstoßen; wo etwas, das man nur vom Hörensagen kennt, wirklich sichtbar wird – nicht ganz so, wie man sich's vorgestellt hat, aber beinahe. Da ist der Bogen, wie die trotzkistischen Mädchen ihn geschildert haben, und dort ist der Brunnen, das Rondell auf dem Platz, wo jeden Sonntag, wie sie sagen, Leute zusammenkommen, um Folksongs zu singen. Scharen von jungen Menschen hatte ich mir vorgestellt, die mit ihrer Gitarren- und Banjomusik den Park erfüllten – aber so ganz mochte ich dem Zauber meiner Fantasie nicht glauben. Vielleicht, so fürchtete ich, würden wir dort überhaupt niemanden antreffen.

Aber tatsächlich, da sind sie – ein paar junge Männer in alten Army-Jacken, ein mageres junges Mädchen in ausgebleichten Jeans, ein Mann im Rollstuhl. Sechs Personen insgesamt, die etwas farblos wirken: vielleicht auch deshalb, weil es zu regnen angefangen hat. Maria und ich bekommen die ersten Tropfen ab, als wir vom Bus zu ihnen hinüberlaufen. Rasch leert sich der Washington Square. Das ist mal wieder typisch: Wir sind gerade eben zu spät gekommen. Bestimmt packen sie im nächsten Moment ihre Instrumente zusammen.

Aber die jungen Leute geben nicht auf. Die Männer klappen nur ihre Jackenkragen hoch. Während das Publikum sich verläuft, stimmen sie einen neuen Song an, sehr passend: *Let the Circle Be Unbroken*. Laut singen sie gegen den Wind an, der ihre Stimmen wie Rauchschwaden davonträgt. Es regnet in Strömen, aber um nichts in der Welt würde ich von hier fortgehen.

Ich verliebe mich in sie alle. Eine Sehnsucht, die ich schon lange mit mir herumtrage, nimmt plötzlich Gestalt an. Das Gefühl, gemeinsam einsam zu sein.

Ich beobachte sie genau, besonders das blonde Mädchen: Wie gern ich sie wäre. Sie kann kaum älter sein als ich, vielleicht sechzehn Jahre, aber diese erwachsen wirkenden jungen Männer akzeptieren sie. (Damals bin ich komischerweise überzeugt, dass junge Mädchen einen erwachsenen Mann nicht interessieren könnten.) Sie hat eine Brille und langes fahlblondes, strähniges Haar – ihre knochige Gestalt ist umhüllt von einem Männerhemd, das ein paar Nummern zu groß und an der Schulter eingerissen ist – nie würde meine Mutter mich in zerrissenen Sachen herumlaufen lassen. Fast könnte man sagen, sie sei schön, wie sie da steht. Vielleicht ist sie es auch. Ich jedenfalls finde sie schön, je länger ich sie betrachte.

Sie fröstelt und lacht in den Regen und dreht ihr Haar zu einem Strang, den sie auswringt wie nasse Wäsche. Einer der Männer hält seine Jacke auf, und sie schlüpft schutzsuchend unter und steht jetzt an ihn geschmiegt in einer Wärme, die ich mir nur hoffnungslos ausmalen kann. Noch immer sehe ich aus wie elf – und das ist mein Fluch. Mein Äußeres ist kein Spiegelbild meines Inneren, darum weiß niemand, wer ich wirklich bin.

Anders ist's bei Maria, meiner besten Freundin. Marias Schönheit ist von jener geheimnisvollen Alterslosigkeit, zu der manche Mädchen, wie Kindfrauen, scheinbar über Nacht erblühen. Ihr Babyspeck ist verschwunden und alles an ihr hat Form angenommen: der energische Mund, die straffen kleinen Brüste. Aus ihren schräg stehenden Augen sprechen

Erfahrungen, die sie noch nicht gemacht haben kann. Ihr verdanken wir auch die Bekanntschaft mit diesen fremden Musikern.

Mittlerweile regnet es in Strömen, der Himmel ist beinahe schwarz. Die Jungen machen für heute Schluss und verstauen ihre Gitarren. Maria läuft einfach zu einem von ihnen hinüber. »Wohin geht ihr jetzt?«, fragt sie. »Werdet ihr woanders singen?« Ich an ihrer Stelle hätte kein Wort herausgebracht.

Lächelnd schaut er sie an, diese gertenschlanke, schwarzhaarige junge Frau mit ihrem ungeduldigen, leicht exotischen Ausdruck. (»Hat dir schon jemand gesagt«, wird Maria manchmal gefragt, »dass du wie Gene Tierney aussiehst?«) »Das kommt von meinem russischen Gesicht«, erklärt sie dann bescheiden. »Weißt du, meine Eltern sind beide Russen.«) »Kommt ihr nächsten Sonntag wieder?«, fragt sie. »Meine Freundin und ich lernen Gitarre.«

»Ja, wirklich?«, sagt er. »Bringt nächstes Mal eure Instrumente mit.«

»Ach, wir spielen noch nicht so gut.«

Aber der junge Mann lächelt Maria noch immer unbefangen an. »Kommst du mit auf eine Tasse Kaffee? Wir gehen ins Art Center. Deine Freundin soll mitkommen«, sagt er.

So leicht war das!

Wie gern würde ich in die Boheme eintauchen, aber mir fehlen die richtigen Klamotten. Oh, diese Gürtel, die ich im Sorcerer's Apprentice sehe, einem Szeneladen, versteckt in einem kleinen Hinterhof abseits der 8th Street, wie eine Schusterwerkstatt aus dem Märchenbuch. Das ist der Ort, wo alle sich eindecken. Zwei Arten gibt es, die sehr beliebt sind. Die eine hat vorne eine Schnalle wie der Gürtel von Lena, dem Gänseliesl; die andere schließt pompös mit einer Spirale aus Messing, etwa von der Größe einer Untertasse. Solch ein Gürtel schmückt nicht nur die Trägerin – was in meinem Fall sehr von Vorteil wäre –, er ist auch Erkennungszeichen der Mitgliedschaft in der Gemeinschaft der Außenseiter. Die Türen öffnen sich für ein Mädchen, das so einen Gürtel trägt, so ei-

nen Rock aus handgewebtem Rohleinen, zu dem er oft getragen wird, solche Sandalen mit Lederriemen um die Knöchel oder – als krönenden Abschluss – diesen emaillierten Anhänger, der, abstrakt wie ein Rorschach-Bild, an einem Lederband vor der Brust baumelt. Die Türen öffnen sich, weil die Frage der Identität von Innen und Außen so überzeugend gelöst ist. Und zwar durch Mittel, die nur einen Nachteil haben: sie kosten Geld. Es wäre mir peinlich gewesen, hätte mir jemand erklärt, dass der Wunsch, diese Dinge zu besitzen, sich nicht von dem Wunsch unterschied, in einem anderen Umfeld eine bestimmte Baseballjacke zu besitzen.

Schon bald schaffe ich es, mir ein paar große Ohringe aus Kupferdraht zu besorgen. Sie klingeln leise im Wind, streicheln beruhigend meinen Hals und zupfen an meinen Ohrläppchen. Ich trage sie immer bei mir – auch wenn ich sie nicht angelegt habe. Sie sind meine Tarnkappe, wenn ich ins Village gehe. Ich mustere mich im fleckigen Spiegel eines Kaugummi-automaten in der Subway-Station, West 4th Street, und ich staune, wie sehr die Ohringe meine Erscheinung verändern. Ich lege sie an, bevor ich zum Square hinüberwandere.